

## 5 Geben und Nehmen

---

In diesem *fünften Kapitel* zeichne ich die Etablierung meiner Beziehung zu Musa unter der leitenden Annahme nach, dass sie auf einer Form gegenseitigen Gebens und Nehmens gründete (siehe auch Zalewski 2022b).<sup>1</sup>

Die Etablierung unserer Beziehung rekonstruiere ich zunächst ausgehend von einer Vereinnahmung meiner Person durch Musa auf der Couch seiner kleinen Wohnung (*Kapitel 5.1*). Auf dieser Couch wurde ich zu seinem persönlichen Gehilfen, seinem Statusverlust, der ihm mit seiner (Flucht-)Migration nach Deutschland entstanden war, entgegenzuwirken (*Kapitel 5.2*). Unsere Beziehung verengte sich an dieser Stelle, weil ich mich erstaunlich gefügig auf die mir von Musa vorgesehene Rolle einließ. Dies führte bei mir zu einer starken Erschöpfung, die bei genauerer Betrachtung viel über unsere Beziehung aussagte (*Kapitel 5.3*). Bedrohlich wurde eine derartige Fixierung auf meine Hilfe für mich insofern, als dass ich keine Wege fand, wieder gut aus ihr herauszukommen. Dafür hätte ich mir (und Musa) mitunter konfrontativere Arten des Beieinanderseins und Aushandelns zutrauen müssen (*Kapitel 5.4*). Letztlich muss meine Verausgabung vor dem (motivationalen) Hintergrund betrachtet werden, dass Musa mir seit jeher bedingungslos geholfen hat – bei der Fertigstellung dieser Forschung zum Zwecke meiner Promotion. Unsere Forschungsbeziehung war mir unangenehm, sie war mit inneren Konflikten, Scham- und Schuldgefühlen verknüpft (*Kapitel 5.5*). Indem mir Musa dabei half, diesen Aspekt in unsere Beziehung zu integrieren, verständigten wir uns auf ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Diesen Aspekt werde ich mit Verweis auf Marcel Mauss (1925) abschließend in *Kapitel 5.6* diskutieren.

---

1 Teile meiner Analysen in diesem Kapitel habe ich in komprimierter Form bereits in *FQS: Forum Qualitative Sozialforschung* publiziert (Zalewski 2022b). Ich nehme sie hier mit Überarbeitungen und Erweiterungen wieder auf.

## 5.1 Vereinnahmungen: Kennenlernen auf der Couch

Musa war Mervans bester Freund unter den Nachbarn im »Haus« (*Kapitel 1*). Nachdem er mich damals in Vertretung Mervans von der Tram abgeholt hatte, führte er mich in seine Wohnung. Ich wusste nicht, was als Nächstes passieren würde, ging vielmehr mit der offenen Haltung meiner Anfangszeit im Feld in den Tag (*Kapitel 1.3*). Musa bat mich sodann – es war ungefähr 11 Uhr am Vormittag –, auf seiner Couch Platz zu nehmen, wo ich in unveränderter Position sitzen blieb, bis ich mich gegen 17 Uhr wieder auf den Rückweg machte. Mervan kam an diesem Tag erst am frühen Nachmittag vorbei, sodass wir die letzten beiden Stunden zu dritt verbrachten. Nach diesem Tag wiederholten Musa und ich dieses Szenario in Abwesenheit von Mervan. Über das nächste halbe Jahr hinweg nahm ich in regelmäßigen Abständen bei ihm auf der Couch Platz, sodass ich die Analyse unserer Beziehung in diesem Kapitel auch aus der Perspektive der in Abbildung 6 dargestellten Kunstledercouch aus beginnen möchte.

*Abb. 6: Mein Rucksack (links), abgelegt neben meinem Sitzplatz auf Musas Couch*



Quelle: Eigene Daten

Auf dem Bild ist zu sehen, wie ich meinen Rucksack auf der Couch abgelegt habe (linker Bildausschnitt), die ein Teil eines Sitzensembles aus zwei gegenüberliegenden beigen Couches und einem Sessel in der Mitte war. Auf der linken Couch saß ich die meiste Zeit über, Musa nahm auf dem prominenten

Sessel in der Mitte Platz und ließ somit keinen Zweifel aufkommen, dass er hier gewissermaßen der »Chef« war. Seinen Laptop – in der Mitte des Bildausschnitts auf dem gläsernen Beistelltisch abgestellt – benutzten wir, um verschiedene Aufgaben gemeinsam abzarbeiten, die ich im Laufe dieses Kapitels beschreiben werde.

Eine typische »Couch-Situation« wurde von Musa mit einer Art Euphemismus eingeleitet. Er hätte da »mal eine Frage«, ebenso oft verwendete er die Redewendung »eine kurze Frage bitte, Ingmar«. Dahinter stand meist ein sehr großes Anliegen und keine »kurze Frage«, die auch mit einer »kurzen Antwort« von mir hätte ausreichend adressiert werden können. Am ersten Tag lautete sie: »Kannst du meine Bewerbung schreiben?« Bevor überhaupt die Möglichkeit bestand, mich mit etwas Smalltalk in die neue Situation mit Musa hineinzufinden, fühlte ich mich von ihm in Beschlag genommen. Ich ließ dies zu. Zwar fühlte ich mich durch die fehlende Zeit leicht gestresst, ich forderte sie gegenüber Musa aber auch nicht ein – wohl, weil ich zu neugierig auf ihn war und sicherlich auch, weil ich einen möglichst reibungslosen Beziehungsaufbau zwischen uns ermöglichen wollte. Mein Hintergedanke war, dass Musa ein neuer potentiell wichtiger Feldkontakt für meine Studie werden könnte. Ich ließ mich daher ganz von ihm in seine Bedürfnisse verstricken. Ähnlich rastlos wie auf unserem ersten Treffen erzählte mir Musa ein anderes Mal gleich zu Beginn auf der Couch davon, dass er gerade viel für seinen B2-Sprachkurs lernen müsse. In einem Nebensatz erfuhr ich, dass er den Kurs angefangen hätte, weil ich dies zuvor einmal hatte fallen lassen:

Ja, ich hatte bestimmt mal erwähnt, dass das Deutschlernen in einem Sprachkurs wichtig ist, weil man in Deutschland immer Zertifikate für alles Mögliche braucht. Aber warum hat das, was ich sage, offenbar eine so große Relevanz für ihn, dass er es sogleich umsetzt? (12.09.2018)

Ich wunderte mich über die »große Relevanz«, die meine beiläufigen Worte (»Ja, ich hatte bestimmt mal erwähnt«) für Musa besaßen, stellte fest, dass er das, was ich sagte, sehr ernst nahm. Aus Irritationen wie dieser verstand ich unsere Treffen auf der Couch nach und nach vor allem als eine inoffizielle Beratung, die Musa in meiner Person in Anspruch nahm. Wenn ich genauer hinschaute, war jedes unserer Treffen mit einem konkreten Anliegen seinerseits verbunden. Gleich am ersten Tag schrieb ich eine Bewerbung für ihn, wir – d.h. eigentlich ich – überarbeiteten mehrmals seinen Lebenslauf, späh-ten regionale Praktika- und Ausbildungsstellen aus, tauschten uns im steten

Konversationsfluss auf der Couch mündlich über seine vielfältigen Fragen zu Sprachkursen, Ausbildung, Studium und Jobs in Deutschland aus. Wie herausgestellt, bekam ich dabei das Gefühl, dass er das, was ich ihm in diesen Gesprächen sagte, sogleich umsetzte, was mir auch in dieser Beziehung ein unheimliches Gefühl von Macht verschaffte: Meine Worte führten zu unmittelbaren Entscheidungen in seinem Leben, umso mehr Verantwortung spürte ich im Hinblick auf die Wahl meiner Worte. Ich war nicht länger eine Art Sozialarbeiter einer Gruppe (*Kapitel 1.3*), sondern zwischen Musa und mir ergab sich eine ganz eigene persönliche Hilfe-Dynamik. Um diese Dynamik besser zu verstehen, drängte sich mir eine punktuelle Analogie zur symbolischen Couch in der Psychoanalyse auf. Auch unsere Zeit auf der Couch folgte wie die in der Psychoanalyse gewissen ungeschriebenen Regeln: Zum einen gab es starke, feste Rollenzuweisungen und gegenseitige Erwartungen – ich sollte Musa zur Klärung dringender Probleme helfen. Zum anderen trafen wir uns in einem wiederkehrenden Rhythmus auf der Couch, in besagtem Winter etwa wöchentlich, maximal lagen zwei Wochen zwischen unseren Treffen. Ich kam zu einer festen Uhrzeit, meistens im Laufe des Vormittags gegen 11 Uhr. Die Anfangssequenzen glichen einander insofern, als dass Musa bei einem gemeinsamen Schwarztee unaufgefordert erzählte, was ihn gerade beschäftigte und was er in letzter Zeit erlebt hatte. Ich hörte ihm zu, bevor er mich in ein konkretes Anliegen involvierte und ich mich entsprechend verstricken ließ.

Die Rastlosigkeit, die ich bei Musa wahrnahm, zeigte sich mir besonders stark, wenn es um die Details seiner Themen ging. Musa redete dann sehr schnell, manchmal verhaspelte er sich. Mir kam es so vor, als befürchtete er, nicht genügend Zeit mit mir zu haben, um alles Wichtige zu erzählen und mich fragen zu können, bevor ich wieder nach Hause fuhr. Aus meiner Sicht machte die Couch hingegen genau dies aus – sehr viel gemeinsam verbrachte Zeit. Der Eindruck beschlich mich, dass sie für Musa nicht ausreichend war, er mich am liebsten vor Ort behalten hätte, worauf ich noch ausführlich eingehen werde (*Kapitel 5.4*). Vielleicht befürchtete er auch, dass ich seine Themen nicht richtig verstand und etwas davon im Übersetzungsprozess zwischen uns verloren zu gehen drohte. Dies könnte auf die begründete Angst der Entwertung seiner nach Deutschland »mitgebrachten« Erfahrungen zurückzuführen sein, die ich im nächsten Unterkapitel rekonstruieren werde.

## 5.2 Entwertungen: Musas Statusverlust

Mir fiel auf, dass Musa und ich uns auf der Couch wiederkehrend um seinen drohenden Statusverlust drehten, womit in diesem Unterkapitel ein Schwenk auf Musas soziale und familiäre Hintergründe notwendig wird. Hiervon ausgehend rekonstruiere ich Musas begründete Angst vor der Entwertung seiner in Syrien gemachten Erfahrungen in der deutschen Gesellschaft. Ich zeige auf, wie dieser Umstand zu einem zentralen Thema unserer Beziehung wurde.

Seine biografisch-familiären Hintergründe eröffnete Musa mir wie folgt: Musa wurde 1993 als jüngstes Kind und einziger Sohn seiner Eltern geboren und hatte sechs ältere Schwestern.<sup>2</sup> Er stammte aus einer Familie des gehobenen (Bildungs-)Bürgertums aus einer syrischen Metropolregion. Sein Vater hatte aus beruflichen Gründen für eine längere Zeit in Kanada gelebt, seine Schwestern studierten allesamt in Syrien oder hatten dort ihr Studium in Fächern wie Jura und Soziologie bereits abgeschlossen. Musa war der Einzige seiner Geschwister, der »nur« das syrische Abiturabschlussäquivalent besaß – mit geisteswissenschaftlichem Vertiefungsprofil, wie er mir erklärte – und (noch) keinen weiteren Bildungstitel angestrebt oder erlangt hatte. Dafür hatte er seit seiner Jugend gearbeitet und eine kleine Firma für Hygieneartikel aufgebaut, mit der er sich selbstständig gemacht hatte. Musas Familie besaß zwei Häuser, die beide im syrischen Bürgerkrieg zerstört worden waren, worauf ich zu einem späteren Zeitpunkt noch detailliert eingehen werde (*Kapitel 6.2*). Das Haus, in dem er aufgewachsen war, verfügte über eine große Bibliothek, die so viele Bücher beherbergte, dass sein Vater immer mal wieder einige hätte wegwerfen müssen, wie er mir nicht ohne Stolz erzählte. Über seinen Vater, mit dem Musa stark identifiziert war (*Kapitel 6*), kam er in seiner Jugend mit Jazzmusik in Kontakt, er liebte seitdem Louis Armstrong, den wir auf der Couch immer wieder als Hintergrundmusik auf seinem Laptop hörten. Im Gegensatz zu Mervan, mit dem ich über zeitgenössische Rapmusik eine Verbindung aufbauen konnte (*Kapitel 3.1* und *3.3*), war Musa der Meinung, Rap sei eine »Musik für junge Leute«. Geflüchtet war auch Musa unbegleitet aus Syrien, anders als Mervan war er bereits volljährig, als er in Deutschland ankam. Bevor er eine Wohnung im »Haus« fand, hatte er in einer Gemeinschaftsunterkunft für Geflüchtete in einer Nachbarstadt gelebt.

Mit Bourdieu (1983) möchte ich an dieser Stelle festhalten: Musa vermittelte mir den Eindruck, dass er in Syrien über ein erhebliches »kulturelles«

2 Er war somit fünf Jahre jünger als ich (geboren 1988).

und »symbolisches Kapital« verfügt hatte. Kulturelles Kapital können wir sowohl als ein »institutionalisiertes kulturelles Kapital« fassen, bestehend aus (Bildungs-)Zertifikaten und Abschlüssen (Musas syrisches Abitur mit geisteswissenschaftlichem Vertiefungsprofil), als auch in Form »inkorporierten kulturellen Kapitals«, womit die Dimension von Habitus angesprochen ist. Eine solche Verkörperung kulturellen Kapitals zeigte sich mir in Musas Vorliebe für Jazzmusik. »Objektiviertes kulturelles Kapital« umfasst darüber hinaus Gegenstände wie die Bücher von Musas Vaters – kulturelles Kapital ist mithin der Umstand, dass Musa in einer Familienumgebung mit eigener Bibliothek aufwuchs. »Symbolisches Kapital« wären sodann die Effekte, die dieses kulturelle Kapital in seinen konkreten Einlösungsprozessen, in seiner gesellschaftlichen Anerkennung zeitigt (Bourdieu 2001: 311).<sup>3</sup> In Syrien funktionierte die Einlösung reibungslos, Musa erlangte dort bereits in frühen Jahren den Status eines kleinen selbstständigen Unternehmers. In Deutschland stand die gesellschaftliche Anerkennung seiner Kapitalien aus Syrien hingegen stark auf der Kippe. Mehr noch: Sein neues Leben ging mit einem starken Bruch einher.

*Musa:* Wirklich ohne Krieg, ob jetzt in Syria ohne Krieg sein, oder ist: Ahhhh, ich denke nicht, tut mir leid, aber ich denke nicht nach Deutschland kommen.

*Ingmar:* Ja, du, muss dir nicht leidtun. Ist doch klar, warum solltest du auch?

*Musa:* Jaa, ganz meine Sachen waren perfekt. Wirklich. (28.11.2018)

Musa betonte im Gespräch mit mir, dass er nur aufgrund des Krieges nach Deutschland gekommen sei (»ohne Krieg [...] ich denke nicht nach Deutschland kommen«). In Bezug auf seine »Sachen« – das, was er sich in Syrien aufgebaut hatte – stellte er mir gegenüber klar: »Ganz meine Sachen waren perfekt. Wirklich.«<sup>4</sup> In Syrien waren seine Angelegenheiten »perfekt« geregelt. Dies war die

3 Bourdieu (2001: 311) hat hierzu ausgeführt, dass »jede Art Kapital (ökonomisches, kulturelles, soziales)« dazu tendiere »(in unterschiedlichen Graden) [...] als symbolisches Kapital zu funktionieren (so dass man vielleicht genauer von symbolischen Effekten des Kapitals sprechen sollte), wenn es explizite oder praktische Anerkennung erlangt«. Anja Weiß (2006) hat im Anschluss an Bourdieu von »ethnisiertem symbolischen Kapital« gesprochen, sofern es um die Nichtanerkennung der Kapitalien migrantisierter Personen auf Grundlage symbolischer Grenzziehungen geht.

4 Mit »Wirklich« unterstrich Musa noch einmal seine vorherige Aussage. Dabei möchte ich zu bedenken geben, dass diese Art, Dinge zu betonen, bereits in der Idiomatik seines alltäglichen Sprechens angelegt war. »Wirklich« war das arabische »Vallah« (= »Ich schwöre bei Gott«), das oft am Satzende gesprochener arabischer Sprache steht. Ich

innere Messlatte, die er an sein neues Leben in Deutschland anlegte, wobei er feststellen musste, dass dieses bei Weitem nicht an sein altes heranreichte. Es kam mir vor, als ob Musa sich stark nach seinem erreichten Standard zurücksehnte und sich bei mir beklagte, dass seine »perfekten Sachen« in Deutschland zunichte gemacht zu werden drohten. Blicken wir kurz auf den von meiner Warte aus kuriosen Umstand, dass Musa sich bei mir entschuldigte (»tut mir leid«), dass er ohne den Krieg wohl nicht nach Deutschland gekommen wäre, was mich stark irritierte: »Ja, du, muss dir nicht leidtun. Ist doch klar, warum solltest du auch?« Ich denke, er schickte diese Entschuldigung präventiv neutralisierend voraus, weil er in der Beziehung mit mir nichts riskieren wollte. Ich verstand das als Ausdruck seiner starken Höflichkeit, seiner womöglich in Syrien angeeigneten habituellen Weisen, wie er soziale Beziehungen führte. Ich denke, sie war für ihn umso mehr angezeigt, als er voraussetzte, dass ich mich als Deutscher stark mit dem Land Deutschland identifizierte, denn dann wäre ich bei diesem Thema potenziell kränkbar. Er wollte mich keinesfalls damit brüskieren, dass er »nur« gezwungenermaßen hier in Deutschland war, er das Land womöglich gar nicht besonders wertschätzte. Mir kam es vor, dass Musa mit seinem entschuldigenden Gestus verhindern wollte, dass er mir mit seiner Klage zu nahe trat. Er konnte nicht wissen, dass ich keinen bedeutsamen identifikatorischen Bezug zu Deutschland hatte. Offenbar kannte Musa andere persönliche Verhältnisse zu Heimatländern als das unverbundene, das ich lebte.

Um auf den von Musa beklagten Bruch mit seinen »perfekten Sachen« zurückzukommen, sollten wir uns ein zweites Mal der Bourdieuschen Kapitalienanalyse zuwenden: Nohl et al. (2010: 11) fokussierten mit ihr Migration als eine »Statuspassage« – als eine Schnittstelle, an der »unklar [ist], in welchem Ausmaß zuvor erworbenes Wissen und Können als kulturelles Kapital verwendet werden kann«. Für Menschen wie Musa, den ich in einer solchen Statuspassage kennenlernte, konnte es zu einer grundlegenden »Um- und Neubewertung ihres – institutionalisierten wie inkorporierten – kulturellen Kapitals [kommen] [...] während des Übergangs in das Zielland ihrer Migration« (Nohl et al. 2010: 12). »Degradierung oder absolute Entwertung« wären nicht selten die Folge (Neumann 2010: 221; siehe auch Nohl et al. 2006). An Musas Dilemma lässt sich ebenso mit Nieswand (2011, 2014) und dessen Überlegungen zum

---

hatte das Gefühl, dass sich Struktur und Verwendungsweise von Musas und meinem Deutsch voneinander unterschieden. Wenn Musa und ich »wirklich« sagten, stand dahinter mithin nicht die gleiche Betonung und Bedeutungsintensität.

sogenannten Statusparadox der Migration anschließen.<sup>5</sup> Demnach konnte es die verlässliche Regel sein, dass sich Migrant:innen mit einer »umfassende[n] Entwertung ihres kulturellen und symbolischen Kapitals [...] insbesondere in Deutschland« konfrontiert sehen (Nieswand 2014: 774–775). Die Einblicke, die Musa mir gewährte, legten diese umfassende Entwertung nahe. Insbesondere hatte er Schwierigkeiten, seinen Arbeitserfahrungen aus Syrien im Rahmen des Formats des deutschen Lebenslaufs Ausdruck zu verleihen.

In Syrien hatte Musa als Elektriker, Mechaniker und Verkäufer in einer baumarktähnlichen Firma gearbeitet und später ein kleines eigenes Unternehmen für Hygieneartikel aufgebaut. In seinem eigenen Entwurf eines deutschen Lebenslaufs, den er mir auf der Couch zur Überarbeitung vorlegte, war dies derart ineinander verschlungen aufgeschrieben, dass es mir zunächst vollkommen unverständlich blieb. Über hartnäckige Nachfragen setzte sich mir nach und nach ein kohärenteres Bild zusammen, in dem wahrscheinlich auch bereits wesentliche Bedeutungen zwischen uns verloren gegangen waren. Meine notwendigen Verständnisfragen hatten wiederum zur Folge, dass mich Musa während der Überarbeitung einmal anschrte: »Ich lüge nicht!« Ich erschrak kurz, immerhin hatte ich ihn aus meiner Sicht keinesfalls der Lüge bezichtigt, nur wieder einmal sehr genau nachgefragt, um zu verstehen, was gemeint war, sodass ich auch die aus meiner Sicht beste sprachliche Formulierung finden konnte, die im Konstrukt des deutschen Lebenslaufs funktionierte. Seine emotionale Reaktion bezog ich nicht auf mich persönlich, sie vermittelte mir vielmehr eine grundsätzlichere Frustration seinerseits: Alles musste er mir erst genau erklären, keine seiner Erfahrungen stand einfach so für sich. Dies muss sich nicht nur sehr anstrengend und kräftezehrend für ihn angefühlt haben, sondern konnte ihm vielleicht auch das Gefühl vermittelt haben, dass ihm die Deutschen – und ich war hier ihr Repräsentant – einfach nicht glauben wollten, was er in Syrien gemacht hatte. Wir merkten beide, dass die Arbeit an seinem Lebenslauf sehr mühselig war, was sich für ihn stark frustrierend anfühlte. Verbunden mit seiner Frustration vermittelte sich mir seine reale Angst vor Entwertung. Ich spürte sie meinerseits besonders intensiv, als mir Musa ein Bewerbungsschreiben zeigte, das

---

5 Das Statusparadox der Migration beschreibt den Umstand, dass Menschen im Zuge transnationaler Migrationsprozesse gleichzeitig einen Statusverlust im Einwanderungsland erleiden können, während sie eine Statusaufwertung im Herkunftsland erfahren. Nieswand (2011) bezieht sich in seinen Analysen auf die Situation einer ghanaischen Diaspora.



seine Deutschlehrerin aus dem Sprachkurs für ihn verfasst hatte. Es ging um eine manuelle Schichtarbeit in einem Warenlager.

Es ist schon bizarr und macht mich wütend und traurig zugleich. Musa hat in Syrien ein Abituräquivalent mit überdurchschnittlichem Erfolg gemacht und hatte sich mit einer eigenen Firma selbstständig gemacht. In Deutschland droht ihm, dass das alles nichts mehr wert ist und er dankbar dafür sein kann, wenn seine Bewerbung für Schichtarbeit im Kistenstapeln, für die er die Hilfe seiner Lehrerin benötigt, erfolgreich verläuft. (12.09.2018)

Musas reflexhafte und wütende Klarstellung, dass er nicht lügen würde, und meine Wut (»Es ist schon bizarr und macht mich wütend«), die zum Ausdruck kam, als ich sein »Abituräquivalent« und seine »eigene Firma« in Syrien der »Schichtarbeit im Kistenstapeln« in Deutschland gegenüberstellte, verstehe ich als Anzeichen seiner misslichen Lage: Musas in Syrien erreichter sozialer Status war unter massiver Bedrohung, als ich ihn kennenlernte. In Deutschland stand ihm mithin die komplette Entwertung seines in Syrien aggregierten kulturellen Kapitals bevor, die reale Gefahr, »dass das alles nichts mehr wert ist«. Um diesen Statusverlust abzuwenden, zog er mich auf der Couch als Experte für die deutschen Verhältnisse hinzu.

Abgesehen von dem Anschreiben für die manuelle Schichtarbeit absolvierte Musa zeitweise eine Probearbeit in einem Nähgeschäft, er verfolgte den Plan, eine Ausbildung zum Zahnarztassistenten zu machen, etwas später fasste er eine Ausbildung zum Anlagemechaniker für Heizung-, Sanitär- und Klimatechnik ins Auge. Zum Ende des Winters wollte er ein Restaurant aufmachen, zwischendurch gab er mir auf zu recherchieren, wie er ein Großhändler für Jeans werden könnte. Er trug außerdem die Frage an mich heran, wo er am besten Soziale Arbeit studieren könne. Ständige Wechsel und Wendungen seiner beruflichen Orientierungen begleiteten diesen Winter auf seiner Couch. Unabhängig von dem konkreten Inhalt einer Tätigkeit spielte Musa mit mir nahezu jede Gelegenheit gedanklich durch, wie er seinem drohenden Statusverlust entgegenwirken konnte. Am Beispiel der Ausbildungsmöglichkeit zum Anlagemechaniker können wir diese Dynamik gut nachvollziehen. Er berichtete mir dazu Folgendes aus einem Gespräch mit einer Beraterin des Jobcenters:

*Musa:* Ich habe gesagt, ich habe auch Abitur von meine Heimatland und sie hat gemacht so (freudig überraschter Gesichtsausdruck), wo ist dein Abitur,

gib mir (lacht). Und ich habe gegeben mein Abitur und sie hat mir gesagt, warum möchtest du Anlagemechaniker machen? Es gibt viele andere, ja andere. Anlagemechaniker das ist nicht für Abitur. Mit 9. Klasse oder 10. Klasse kann man so machen. Aber ich habe ihr gesagt, nein, ich möchte das. Das ist gute Beruf. Sie hat gemacht so (reservierter Gesichtsausdruck). Jaa, ich weiß nicht, das macht Problem für mich. Wirklich. (leicht Lachen hochziehend)

*Ingmar:* Ja, ich mein n bisschen hat sie auch recht, ne?

*Musa:* Sie hat recht. Sie hat recht.

*Ingmar:* Du kannst bessere/(unv. durcheinanderredend). Aber ich kann dich auch verstehen.

*Musa:* Wie?

*Ingmar:* Ich kann verstehen, warum du jetzt Anlagemechaniker machen willst.

*Musa:* Nein, sie hat mir nicht so gefragt, warum.

*Ingmar:* Ne, aber ich mein, ICH kann das verstehen (Musa: Ja!). Dass du das machen willst, aber ich kann sie auch verstehen.

*Musa:* Ja, aber was meinst du mit meine Meinung? Mit diese, mit diese Beruf. Das ist gut? Gute Plan? Am Ende es gibt andere Weg für diese Beruf.

*Ingmar:* Du, ich weiß es nicht, das ist deine Entscheidung.

*Musa:* Ich bin nicht sicher. Wirklich.

*Ingmar:* Du bist nicht sicher, ne. Man merkt es ja.

*Musa:* Aber ich habe gesagt zu Betreuer in Jobcenter, ich bin sicher. (lacht, dann lachen wir beide). (01.11.2018)

Im Rahmen unseres persönlichen Austausches konnte Musa seine Ambivalenzen bezüglich seiner beruflichen Zukunft anerkennen und ausdrücken (»Das macht Problem für mich«; »Ich bin nicht sicher. Wirklich«). Mit der Beraterin im Jobcenter war ihm dies nicht möglich gewesen (»Aber ich habe gesagt zu Betreuer in Jobcenter, ich bin sicher«).<sup>6</sup> Mir kam es daher so vor, dass die Beziehung zwischen uns einen bewertungsfreien Raum darstellte, in dem Musa

---

6 In der Folge werden außerdem die Schwierigkeiten und Anstrengungen deutlich, die Musa und ich für unser gegenseitiges Verstehen teilweise aufbringen mussten. Nachfragen, Wiederholungen, Missverstehen, Klarstellungen wie die Folgenden gab es in der gemeinsamen Interaktion oft: *Ingmar:* »Ich kann dich auch verstehen.« *Musa:* »Wie?« *Ingmar:* »Ich kann verstehen, warum du jetzt Anlagemechaniker machen willst.« *Musa:* »Nein, sie hat mir nicht so gefragt, warum.« *Ingmar:* »Ne, aber ich mein, ICH kann das verstehen (Musa: »Ja!«). Dass du das machen willst, aber ich kann sie auch verstehen.«

grundsätzlich auch Unsicherheiten gut teilen und bearbeiten konnte. Seine wesentliche Unsicherheit bestand in diesem Fall darin, ob es eine gute Idee (»gute Plan«) war, die Ausbildung zum Anlagemechaniker zu verfolgen, oder nicht. Musa wusste, dass er sich mit seinem guten Schulabschluss womöglich auch für andere, »höhere« Tätigkeiten qualifizieren konnte, worauf ihn auch die Beraterin im Jobcenter hingewiesen hatte: »Sie hat mir gesagt, warum möchtest du Anlagemechaniker machen? Anlagemechaniker das ist nicht für Abitur.« Andere Optionen, die sein »syrisches Abitur« ihm offenhielten, hätten Musa allerdings in den in Deutschland sehr langwierigen Bildungs- und Qualifizierungsweg geführt. Die Wiedererlangung seines hohen Status, den er in Syrien hatte, wäre somit zunächst in die Ferne gerückt. Ich hatte das Gefühl, dass Musa an dieser Stelle die möglichst schnelle Wiedererlangung seines alten Status priorisierte. Wie diese Wiedererlangung allerdings funktionieren konnte, war unklar, womit ich ins Spiel kam.

Musa erhoffte sich, dass ich ihm sagen konnte, ob es eine gute Idee war, die Ausbildung zum Anlagemechaniker zu verfolgen – in der Annahme, dass ich abschätzen konnte, ob dies funktionieren könnte oder nicht. »Was meinst du mit meine Meinung? Mit diese, mit diese Beruf. Das ist gut? Gute Plan?« Ich konnte auf derart pauschale Fragen tatsächlich zum einen keine kompetente Antwort geben. Zum anderen war es mir an dieser Stelle abermals zu viel der Verantwortung, ich spürte wieder das unheilvolle Gefühl der Macht (*Kapitel 5.1*), dass das, was ich ihm sagte, auf eine grundsätzliche Art zu viel Gewicht besaß. Die Beratungssituation, die Musa hier versucht hatte, mit mir zu initiieren, gab ich daher an ihn zurück und grenzte ab: »Du, ich weiß es nicht, das ist deine Entscheidung.« Somit war unser Gespräch fürs Erste beendet. Nach einem Praktikum als Anlagemechaniker nahm Musa unseren Gesprächsfaden noch einmal auf:

*Musa:* Erinnerst du dich, wenn ich zu dir gesagt habe, Anlagemechaniker, ich hasse diese Berufe. Ich habe ein Praktikum gemacht und das passt mir nicht. Ich interessiere mich nicht.

*Ingmar:* Jaja, kann ich mich noch erinnern.

*Musa:* Ja, und bis jetzt ich bin so! Bis jetzt ich bin so. Ich mag nicht diese Beruf, aber kann ich machen diese Beruf und diese Beruf ist einfacher für mich. Aber erste Mal muss man erste Schritt machen. Zum Beispiel, jetzt machst du, wenn ich jetzt eine Ausbildung als Anlagemechaniker mache. Das ist erste Schritt. Drei Jahre und halb. Und dann kannst du Meister machen, das ist ein Jahre. Das ist ganz vier Jahre und halb. Mit Meister. Ich habe gesagt,

kannst du mit diese Beruf eine kleine Firma machen. Diese Beruf braucht nicht so viel Geld. Vielleicht mit 10.000 Euro oder 5.000 Euro kann man mit diese, mit diesem Geld, kleine Firma machen. Du bist Meister und du, du machst nicht ganze Sachen mit deine Hand. Verstehst du, was meine ich? (19.12.2018)

Musa konnte mir gegenüber mittlerweile offen eingestehen, dass er den Beruf überhaupt nicht mochte (»Ich hasse diese Beruf«), aus strategischen Gründen aber weiter an ihm festhielt: »Ich mag nicht diese Beruf, aber kann ich machen diese Beruf.« Zwar nahm Musa eine entfremdete Haltung gegenüber der unliebsamen Tätigkeit des Anlagemechanikers ein, mit ihr sah er jedoch die Chance, in absehbarer Zeit seinen Status aus Syrien, eine »kleine Firma« zu leiten, wiederzuerlangen: »Erste Schritt. Drei Jahre und halb. Und dann kannst du Meister machen, das ist ein Jahre. Das ist ganz vier Jahre und halb. Vielleicht mit 10.000 Euro oder 5.000 Euro kann man mit diesem Geld kleine Firma machen. Du bist Meister und du, du machst nicht ganze Sachen mit deine Hand.« So lange wir uns kannten, löste sich dieser Plan allerdings nicht ein. Seinen ersten Job erhielt Musa hingegen am Ende des Winters als Pflegekraft in einem Krankenhaus.

Unsere Beziehung vollzog sich in einem Raum, in dem sich Musa dem Dilemma der Entwertung seiner Erfahrungen aus Syrien samt des drohenden Statusverlusts bewusst werden und stellen konnte. Auf der Couch spannte er mich dafür ein, gemeinsam gegen ihn vorzugehen. Im Folgenden werde ich herausarbeiten, was diese besondere Konstellation für mich bedeutete, was sie bei mir auslöste.

### 5.3 Erschöpfungen: Meine »komplementäre Rolle«

Die Auswirkungen des gemeinsamen Arbeitens an Musas Zukunft auf der Couch wurden mir erst nach und nach bewusst. In diesem Abschnitt zeige ich auf, wie ich im Kontakt mit Musa wiederholt mit einer starken körperlichen Erschöpfung zu kämpfen hatte. Diese Erschöpfung brachte ich anfangs mit vermeintlichem Leerlauf auf seiner Couch in Verbindung. Ich lege dar, wie ich mir zeitversetzt eine neue Deutung meiner starken körperlich-affektiven Reaktion auf die Beziehungsdynamik mit Musa erarbeitete.

Ich war zunächst nicht im Klaren darüber, dass wir uns auf der Couch de facto sehr oft und intensiv an etwas sehr Großem abarbeiteten (*Kapitel 5.2*).

Dass ich dies nicht bemerkte, lag u.a. darin begründet, dass Musa mir das Drumherum meiner Besuche immer so angenehm wie möglich gestaltete. Wir verließen die Couch, um üppiges Essen in der Küchenzeile zuzubereiten. Musa kochte ausgiebig für uns beide, helfen konnte ich ihm dabei nicht. Entweder guckte ich ihm beim Kochen über die Schulter, während wir uns weiter unterhielten, oder ich blieb auf der Couch sitzen, sodass wir uns zwar nicht sahen, aber um die halbe Ecke immer noch miteinander reden konnten. Die Mahlzeiten nahmen wir sodann auf dem Boden vor seiner Couch ein (siehe Abbildung 7), Musa besaß lediglich einen kleinen (Beistell-)Tisch in seiner Wohnung (siehe Abbildung 8).

*Abb. 7 + 8: Essen auf Zeitungspapier; Arabischer Kaffee inklusive Nachspeise auf dem Beistelltisch*



Quelle: Eigene Daten

In Abbildung 7 ist dokumentiert, wie wir das Essen auf Zeitungspapier drapiert auf dem Teppichboden einnahmen. Oft gab es eine Hauptspeise mit Reis und Fleisch, dazu manchmal, wie auf dem Foto zu sehen, einen kleinen Salat. Während des Essens sprachen wir nicht weiter über die anstehenden Projekte, worauf Musa bestand. Er erklärte mir, dass es in Syrien vielmehr als unhöflich empfunden werde, während des Essens Dinge zu besprechen. Da wir uns auch physisch nicht mehr auf der Couch befanden, pausierte unser informelles Beratungssetting während der Mahlzeiten. Es entstand gewissermaßen eine nutzfreie Zone, in der andere Momente unserer Begegnung in den Vordergrund rücken konnten. Wie in Abbildung 8 ersichtlich nahmen wir die süße Nachspeise und den arabischen Kaffee sodann wieder von unseren Plätzen auf der Couch aus ein – auf dem Foto sitzt der barfüßige Musa bereits wieder auf seinem »Chefsessel«, auch der Laptop steht wieder bereit. Ab diesem Punkt nahmen wir auch die Gesprächsfäden unserer Beratung wieder auf.

Sofern später nicht weitere Nachbarn aus dem Haus vorbeikamen (*Kapitel 1*), rauchten wir abends oft noch zu zweit eine Shisha. Seit unserem ersten gemeinsamen Tag gestaltete mir Musa demnach das »Setting« meiner Besuche immer extrem angenehm:

Ich habe fünf Stunden am Stück auf dem gleichen Platz auf der Couch in Musas Wohnung gegessen. Habe mich unterhalten, hatte immer was zu trinken und wurde mit Gastfreundschaft überschüttet, ohne dass ich einmal selbst einen Handgriff machen »durfte«. Das Abhängen und Nichtstun kamen mir nach einer gewissen Zeit sehr lang vor. Ich merkte meine Müdigkeit und mir war ehrlich gesagt zwischendurch nach einem Mittagsschlaf auf der Couch von ihm. (12.09.2018).

In diesem Eintrag fiel mir auf, dass ich »immer was zu trinken« hatte und von Musas »Gastfreundschaft überschüttet« wurde. Außerdem merkte ich, dass mich »Müdigkeit« geplagt hatte. »Mir war ehrlich gesagt zwischendurch nach einem Mittagsschlaf auf der Couch.« Ich erklärte sie mir damals mit der vermeintlichen Ereignislosigkeit des Tages (»Abhängen und Nichtstun«), was dazu führte, dass mir die »Zeit sehr lang« vorkam. Die kausale Verbindung von beidem – Nichtstun und Müdigkeit – hielt sich bei mir noch mehrere Wochen hartnäckig:

Ich gucke ihm heute allein zwei Stunden beim Kochen zu, während er mir aus seinem Leben erzählt. Zwischendurch war mir sehr müde vom ganzen Nichtstun und Auf-der-Couch-Rumhängen. Immerhin war ich neun Stunden lang da gewesen, die gefüllt wurden von den »Programmpunkten« Kochen, Essen und Shisha. (01.11.2018)

Die gemeinsame Arbeit an Musas Projekten, die Beratung, die ich Musa zuteilwerden ließ (*Kapitel 5.2*), kommen in diesen Einträgen nicht vor. Insbesondere stellte ich keinen Zusammenhang zu meiner mittlerweile nur noch schwer zu übersehenden Müdigkeit her, die mich mit Musa wiederkehrend heimsuchte. Erst nach und nach, indem ich – etwa im Kontext der Deutungswerkstatt (*Kapitel 2.6*) – verstärkt über diese Müdigkeit nachdachte, zog ich in Erwägung, dass sie (m)eine Antwort auf das gewesen sein konnte, was im Feld mit mir passiert war. Als ich mir klarmachte, wie viel auf der Couch tatsächlich geschah, wie groß, drohend und schier unbewältigbar die Aufgabe war, die Musa und ich bearbeiteten, drängte sich mir eine alternative Deutung meiner Müdigkeit

auf. Sie konnte auch eine Erschöpfung darstellen, mithin meine affektiv-körperliche Reaktion auf die spezifische Beziehungsdynamik mit Musa sein. Das Stemmen gegen die Entwertungen seiner Erfahrungen war aufreibend und sehr kräftezehrend. Ich hatte viele Gründe dafür, müde zu sein, mich nach Pausen und einem Mittagsschlaf auf seiner Couch zu sehnen. In welchem Umfang ich mich von Musa hatte einspannen und »vereinnahmen« lassen (*Kapitel 5.1*), wurde mir zwar erst deutlich zeitversetzt bewusst, irritierte mich allerdings bereits inmitten des gemeinsamen Winters:

Ich soll eigentlich alle Pläne abnicken und dazu meine Meinung sagen, ob das jetzt ein guter Plan ist oder nicht. Aus der Interaktion mit mir konstruiert er Bedeutung, ich bin einfach die zentrale Figur, von dem da gelernt werden kann. Das ist schon krass. Ich fühle mich da in etwas reingedrängt, was ich so nicht antizipiert hatte. (19.12.2018)

Ich registrierte, dass ich Musa gegenüber primär »Pläne abnicken«, ihm meine »Meinung sagen« sollte, fühlte mich als »zentrale Figur, von dem gelernt werden kann«, ohne dass ich mir dies so ausgesucht hatte. Vielmehr fühlte ich mich in etwas »reingedrängt«, was ich in der Form nicht hatte kommen sehen, »nicht antizipiert« hatte. Mich für die Klärung sehr drängender Fragen in seinem Leben einzuspannen, ging für Musa auf, indem diese mit mir ihren Raum auf der Couch bekamen.

Was die gemeinsame Gestaltung unserer Zeit im Rahmen unserer Beziehung betraf, besaß Musa somit sehr viel Handlungsmacht. Er schrieb uns die gemeinsam verbrachte Zeit auf der Couch regelrecht vor. Unsere Beziehung entwickelte sich somit zu einer spezifischen Form einer informellen Klient-Helfer-Beziehung, die durch Musas hohe *Agency* bestimmt war. Ich hingegen gab auf der Couch weitgehend die Kontrolle über die situativen Dynamiken ab, ließ mich erstaunlich gefügig auf einen reaktiven Part ein – ein Umstand, den wir mit Devereux besser verstehen können: Devereux (1967: 274) beschrieb das Phänomen der Übernahme einer »komplementären Rolle« in der ethnografischen Forschungsbeziehung durch den Ethnografen als den »Wunsch, ihr [der Beziehung] durch komplementäres Verhalten zu genügen«. Er meinte damit jene Reaktionen im Feld, »die ihm [dem Ethnografen, I.Z.] untergeschoben werden und die er dann unwissentlich seinem Persönlichkeitsbild entsprechend weiter ausbildet«. Musa platzierte mich demzufolge auf seiner Couch und ich nahm die mir von ihm zugeschriebene Helferrolle an, um die Beziehung mit ihm zu sichern und zu festigen. Auf der Couch spürte ich seinen star-

ken Unterstützungsbedarf, seine Ungeduld und seine Angst vor Entwertung, nahm mich ihrer umfänglich an und reagierte meinerseits mit Müdigkeit und Erschöpfung hierauf. Ich denke, dass nicht ein besonderer Leerlauf, sondern diese komplementäre Rolle meine Erschöpfung auf Musas Couch wesentlich bedingt hatte.

## 5.4 Bedrohliches: Abhängigkeit und (zu viel) Nähe

Im nächsten Schritt geht es mir darum, sowohl die gefühlsmäßigen Auswirkungen, die sich für mich aus meiner komplementären Rolle ergaben, weiter zu beschreiben als auch die mit ihr einhergehende Fixierung unserer Beziehung besser zu verstehen. Vieles davon kam mir beim Nachdenken über einen besonders erinnerungswürdigen Abend zu Bewusstsein, den ich im Folgenden detailliert Revue passieren lassen werde.

An besagtem Abend hatte ich große Schwierigkeiten, mich von Musas Couch zu lösen, und drohte in der Konsequenz meinen letzten Zug zurück nach Hause zu verpassen. Zusammenhängend stellten sich mir die Ereignisse wie folgt dar:

Ich habe den Tag auf Musas Couch verbracht und bin am Abend dort bei einer Shisha »versackt«. Die Regionalbahn zurück in meine Stadt fährt stündlich vom Hauptbahnhof ab. Mehrmals gucke ich im Laufe des Abends auf meine ÖPNV-App und habe mir ab 20 Uhr immer mal wieder eine passende Verbindung herausgesucht, doch dann unterhalten wir uns wieder angeregt und ich sehe, dass noch eine spätere Verbindung fährt, sodass sich meine Abreise ein ums andere Mal weiter nach hinten verschiebt. Die letzte Verbindung um 0:19 Uhr muss ich nun wirklich nehmen. Da zu dieser Zeit keine Busse mehr dorthin fahren, muss ich zu Fuß gehen. Ich frage Musa, wie lange das dauern würde, woraufhin er meint, das sei entspannt, er würde die Strecke oft zu Fuß gehen, es seien nur 20 Minuten. Da mir das etwas sehr kurz vorkommt, kontrolliere ich dies noch einmal per Google Maps. Dort werden mir für die Strecke 40 Minuten zu Fuß angegeben. Musa meint, das würde nicht stimmen. Ich sage ihm dennoch, dass ich gerne um halb 12 losgehen würde, einfach um auf »nochmal sicher« zu gehen, weil das ja mein letzter Zug sei und ich sonst heute nicht mehr nach Hause kommen würde. Musa scherzt daraufhin, dass ich ja auch bei ihm schlafen könne. Als ich schließlich aufstehe, um meine Jacke und Schuhe anzuziehen, sagt Musa mir, dass ich warten solle, er würde mich gern begleiten. Wir unterhalten uns weiter, während



Musa recht umständlich und langwierig überlegt, was er anzieht. Draußen ist es sehr kalt. Vor ein paar Tagen gab es den ersten Frost des Jahres. Ohne unhöflich zu sein, versuche ich, unseren gemeinsamen Aufbruch zu beschleunigen, indem ich mich fertig angezogen an die Tür stelle. Es ist letztlich 23:41, als wir das Haus verlassen. Nach Musas 20-Minuten-These sind wir immer noch mehr als rechtzeitig 18 Minuten vor Abfahrt am Hauptbahnhof, nach Google Maps würde ich die Bahn jetzt allerdings ganz knapp verpassen, daraus mache ich mir allerdings nichts weiter, denn ich weiß, dass ich für gewöhnlich deutlich schneller zu Fuß bin, als es die normierten Zeiten auf Google Maps angeben.

Draußen weht uns ein eisiger Wind entgegen. Meine Jacke ist halb offen aufgrund eines geschienten Verbands, den ich am rechten Arm trage und der nicht in den Jackenärmel passt. Mein Umhängebeutel hängt mir links von der Schulter und mit meinem linken Arm halte ich mir gleichzeitig meine Jacke behelfsmäßig zu, sodass möglichst wenig Kälte reinzieht. Nach einer Weile bemerkt Musa, dass ich mich ziemlich abmühe und bietet mir an, den Beutel zu nehmen. Das ist eine Erleichterung für mich. Ich komme mir aber immer noch leicht derangiert vor, nachts ausgesetzt an einem fremden Ort, mit einer Armverletzung durch eine klirrend kalte Geisterkulisse irrend, in der ich keine Orientierung habe, sondern Musa vielmehr blind vertraue. Wenig überraschend sind weit und breit um diese Uhrzeit und bei den unangenehmen Temperaturen keine weiteren Menschen zu sehen. Mit der Zeit spüre ich die Innenseite meiner Oberschenkel immer weniger und meine zu Musa, dass ich ihn um seine lange Unterhose, die er sich noch kurz vorher angezogen hat, beneiden würde. Dafür müsste er nachher den ganzen Weg wieder zurückgehen, er würde sich einfach ein Taxi holen, scherzt er zurück. Musa erzählt mir dann, dass es bei ihm gerade so eine Art »Pause« in seinem Leben gebe und er nicht wirklich viel zu tun hätte. Ich könne gern immer kommen, wenn ich wollte. Wieder bietet er an, ich könne auch jederzeit bei ihm schlafen, er würde dann einfach bei Mervan übernachten. Ich nicke dazu einfach nur wortlos, denn ich kann ihm in dem Moment nicht sagen, dass das für mich nicht infrage kommt.

Zum ersten Mal wieder auf die Uhr schaue ich kurz nachdem wir über einen Fluss gehen und ich den Innenstadtbereich wiedererkenne. Es ist 12.03 Uhr. In 16 Minuten fährt mein Zug und noch ist weit und breit kein Bahnhof in Sicht. Nach meinem vagen Gefühl zu urteilen, sind wir erst bei der Hälfte der Wegstrecke angelangt. Intuitiv gehe ich daher ab sofort einen deutlichen Schritt schneller. Musa muss das bemerkt haben, denn er sagt umgehend zu mir, dass wir den Zug auf jeden Fall schaffen würden. Die Straßen ziehen sich nun sehr in die Länge. Als wir an einem Nähgeschäft vorbeikommen, erzählt mir Musa, unbeirrt in Plauderlaune, dass er dort einmal ein Probear-

beiten gemacht hätte. Ich hingegen merke, wie ich ihm mittlerweile immer unaufmerksamer zuhöre, da mich innerlich nun doch vor allem umtreibt, ob ich den Zug noch rechtzeitig erreichen werde. Ich gucke das nächste Mal auf die Uhr, der Bahnhof ist immer noch nicht in Sichtweite. Es ist bereits zehn nach 12 Uhr. Neun Minuten bleiben mir noch bis zur Abfahrt. Gerade habe ich einen Wegweiser, auf dem »Bahnhof 15 Minuten« steht, registriert, aber der Richtung des Pfeils folgen wir nicht, weil Musa diesen Weg nicht kennt. Er meint, das sei nicht der richtige Weg, aber »du schaffst den Zug, kein Problem«. Ich habe wenig Argumente dagegen, da ich mich hier nicht auskenne, also versuche ich, ihm zu vertrauen, sehe nun aber die reale Gefahr, dass er es womöglich völlig unterschätzt und sich mit der Zeit grandios verkalkuliert haben könnte. Wir gehen nun richtig schnell und ich überlege mir, ab wann es nötig sein wird zu rennen. Es ist 12.13 Uhr – noch sechs Minuten. Am Ende der Straße muss nun dringend der Bahnhof in Sicht kommen.

Endlich, nach einer weiteren Kurve, sehen wir die Lichter des Bahnhofs, was Musa sogleich nüchtern bestätigt: »Das ist der Bahnhof«. Es ist Viertel nach 12 Uhr, als wir an der Ampel vor dem Bahnhof ankommen und ich einmal kräftig durchschnaufe. Ich kann feststellen, dass meine Bahn noch nicht eingefahren ist. Ich fühle mich sofort sehr stark erleichtert. Ich habe es gerade noch so geschafft. Musa hat von meiner zwischenzeitlich starken inneren Unruhe wahrscheinlich gar nicht viel mitbekommen. Ganz ruhig meint er nun zu mir: »Du hast Zeit«. Zeitgleich fährt mein Zug ein. Wir verabschieden uns und noch einmal beschleunige ich kurz meine Schritte, um stark erleichtert in meinen Zug zu huschen. Als ich mich im Zug setze, fange ich sogleich an, meine Eindrücke aufzuschreiben und zu sortieren, weil ich mir denke, dass dieser aberwitzige Ritt in irgendeiner Form noch aufschlussreich sein kann. Außerdem kann ich mir auf diese Art und Weise mein angesammeltes Adrenalin sukzessive wieder aus meinem Körper herausschreiben. (28.11.2018)

An diesem Abend hatte ich es »gerade noch so geschafft«, den letzten Zug nach Hause zu nehmen, nachdem ich bis in die Nacht hinein auf Musas Couch »versackt« war. Dass mir dies so schwergefallen war, lag auch an einem Widerstand Musas, gegen den ich beharrlich ankämpfen musste. Mich beschlich das Gefühl, Musa hätte mich am liebsten über Nacht bei sich vor Ort behalten. Mehrmals betonte er, dass ich bei ihm übernachten könne (»Musa scherzt daraufhin, dass ich ja auch bei ihm schlafen könne«; »Wieder bietet er an, ich könne auch jederzeit bei ihm schlafen«). Stutzig machte mich außerdem seine hoffnungslos falsche Einschätzung der Zeit für den Weg zu Fuß von seiner Wohnung zum Bahnhof. Ihm zufolge war dieser Weg »entspannt, er würde

die Strecke oft zu Fuß gehen, es seien nur 20 Minuten«. Da ihm die Wegstrecke gut bekannt war, war er in der Lage, deren Länge kompetent einzuschätzen. Letztlich kam ich aber erst auf den sprichwörtlich »allerletzten Drücker« am Bahnhof an. Um »Viertel nach 12 Uhr« waren wir an der »Ampel vor dem Bahnhof«, nachdem wir um »23:41 Uhr das Haus verlassen« hatten. Um genau zu sein, hatte der Weg somit mindestens 34 Minuten in Anspruch genommen – rund eine viertel Stunde länger, als Musa es mir versichert hatte, und dies auch nur, weil ich unser Tempo zwischendurch immer weiter erhöht hatte (»Intuitiv gehe ich daher ab sofort einen deutlichen Schritt schneller«; »Wir gehen nun richtig schnell«). Die Zeiten hatte ich mir penibel genau gemerkt, da ich mich nicht vollständig auf Musa verlassen hatte. Ich überprüfte seine Zeitangaben per Google Maps, wo mir 40 Minuten für den Weg angezeigt wurden, was sich im Nachhinein als angemessene Angabe herausstellte. Die sechs Minuten Zeitersparnis erreichten wir nur durch das von mir forcierte hohe Schrittempo.

Ich möchte mich zu diesem Komplex zum einen fragen, warum Musa die Zeit derart stark, tatsächlich um fast das Doppelte, unterschätzte. Ich denke, er hatte den Wunsch, dass ich an diesem Abend tatsächlich bei ihm blieb und entsprechend dieses Wunsches gehandelt. Musa hatte meine Abreise – ob bewusst oder unbewusst – somit gewissermaßen versucht zu »sabotieren«. Hätte ich mich an Musas Vorgabe gehalten, hätte ich meinen Zug verpasst und Musa hätte erreicht, dass ich bei ihm blieb. Zum anderen können wir feststellen, dass dieses Szenario offenbar sehr schlimm für mich gewesen wäre, ich wollte eine Übernachtung bei Musa unbedingt vermeiden und ich frage mich, warum dies so war. Gucken wir uns dafür den Spaziergang genauer an, der für mich zum »aberwitzigen Ritt« wurde.

Immer wieder kontrollierte ich währenddessen bange die Zeit: »Es ist 12.03 Uhr. In 16 Minuten fährt mein Zug.« »Es ist bereits zehn nach 12 Uhr. Neun Minuten bleiben mir noch bis zur Abfahrt«. »Es ist 12.13 Uhr – noch sechs Minuten. Am Ende der Straße muss nun dringend der Bahnhof in Sicht kommen.« Ich verspürte starke Nervosität, eine »starke innere Unruhe«, die einzig um die Frage kreiste, »ob ich den Zug noch rechtzeitig erreichen werde«. Ich gehe davon aus, dass mein Fokus derart verengt war, weil mir meine Position in unserer Beziehung zur damaligen Zeit immer unheimlicher und bedrohlicher vorkam, was in dieser Nacht für mich nur noch schwer auszuhalten war.

An diesem Abend spürte ich mit aller Macht die Konsequenzen meiner komplementären Rolle (*Kapitel 5.3*): Meine zu weiten Teilen passive Anpassung an Musa hatte ein starkes Gefühl der Abhängigkeit bei mir hinterlassen, was nun hervorbrach – »nachts ausgesetzt an einem fremden Ort, mit einer Arm-

verletzung durch eine klirrend kalte Geisterkulisse irrend, in der ich keine Orientierung habe, sondern Musa vielmehr blind vertraue«. Ich empfand es als Bedrohung, bei Musa zu übernachten, da mit dieser Vorstellung die Angst verbunden war, meine Abhängigkeit könnte zu groß werden. Das abendliche Nach-Hause-Fahren ermöglichte mir jedes Mal, wieder in eine gute Distanz zur Couch zu treten, es setzte mir einen Rahmen, vermittelte mir mithin die Sicherheit, in der Beziehung zu Musa nicht verloren zu gehen und meine Ängste kontrollieren zu können. Bezüglich des Übernachtungsangebots nickte ich gegenüber Musa »einfach nur wortlos, denn ich kann ihm in dem Moment nicht sagen, dass das für mich nicht infrage kommt.« Mein Ringen um Distanz wurzelte somit auch in meiner Schwierigkeit, mich nicht hinreichend gut abgrenzen zu können.<sup>7</sup> Ich spürte wohl, dass ich Musa einen Wunsch ausschlug, wollte ihn meinerseits nicht brüskieren, wie auch er mir niemals zu nahe treten wollte (*Kapitel 5.2*). Da die Verfügbarmachung meiner Person durch Musa so groß war, wachte ich darüber, dass sich meine Abhängigkeit in der komplementären Rolle nicht überspannte. Mit aller Macht und trotz Musas Verschleppung – er zögerte bereits mein Aufbrechen hinaus, indem er sich »umständlich und langwierig überlegt, was er anzieht« – sorgte ich dafür, dass ich meinen letzten Zug noch erreichte, wodurch ich mich »sofort sehr stark erleichtert« fühlte.

Von meiner inneren Unruhe hatte Musa »gar nicht viel mitbekommen«. Er konnte dies auch nicht, denn ich hatte den Weg gewählt, sie nicht mit ihm zu teilen. Ich bewirkte damit, dass sich meine komplementäre Rolle an dieser Stelle nicht veränderte. Rückblickend wäre dies ein passender Moment gewesen, mich wieder etwas aus ihr zu lösen und der Beziehung die Chance zu geben, sich in eine neue Richtung zu entwickeln. Dafür hätte ich aber mitunter konfrontativ gegenüber Musa sein und die Gefahr in Kauf nehmen müssen, dass ich ihm zu nahe trat, was ich stark scheute. Im Sinne Nadigs leistete ich eher einer Erstarrung unserer Beziehungsdynamik Vorschub: »In der konfrontativen Feststellung [kann] die Subjektivität des Anderen durch die bewusste Beachtung der eigenen Subjektivität angesprochen werden. Das verhindert, dass Ängste und Projektionen anwachsen, ohne geäußert zu werden und zum Abbruch der Beziehung führen. Das [...] verhindert die Erstarrung in einer der

---

7 Was nicht heißt, dass es nicht auch Situationen gab, in denen es mir gelang, mich gut abzugrenzen. Dafür kann u.a. das Beispiel der beschriebenen Beratungssituation zum Anlagemechaniker stehen (*Kapitel 5.2*).

Fremden gegenüber gewählten Kommunikations- und Interpretationsform.« (Nadig 1986: 54)

In dieser Nacht wurden von Musa zwischenmenschliche Bedürfnisse nach Bezoogenheit und Nähe an unsere Beziehung herangetragen, die an meiner Person abprallten. Musa propagierte die Natürlichkeit des Übernachtsens von Freunden, ich ging nicht darauf ein, zog mich stattdessen auf die funktional-distanzierte Seite unserer Beziehung zurück. Interessant ist nun, dass nicht nur ein Zuviel an Nähe in unserer Beziehung für mich bedrohlich werden konnte, sondern ebenso ein Zuviel des funktionalen Charakters, womit sich im folgenden Abschnitt eine zentrale Ambivalenz unserer Beziehung weiter entfaltet.

## 5.5 Scham und Schuld: Zur (de-)thematisierten Seite der (Forschungs-)Beziehung

Zu Musas Vereinnahmung meiner Person gab es ein leicht zu übersehendes Gegenstück, bei dem ich ihn für meine Zwecke »besetzte« – mein Forschungsprojekt zur Promotion, das »Buch«, das ich schrieb. Es lässt sich argumentieren, dass unsere Beziehung zumindest teilweise auf folgender Art von Reziprozität fußte: Nicht nur die Wiedererlangung seines sozialen Status, sondern auch die Verbesserung meines Status – die Erlangung meines Dokortitels – war unser »Projekt«. Uns beiden ging es demnach um einen (Wieder-)Aufstieg in der Gesellschaft, bei dem wir uns gegenseitig helfen konnten. Genauer betrachtet hinkt dieses Bild zu meinen Gunsten, denn zuerst war der Gedanke zu meiner Forschung da, bevor Musa in mir einen Gehilfen bei der Abwehr seines Statusverlustes fand (*Kapitel 5.2*). Mein Eigeninteresse war von Anfang an ein Teil und die Bedingung unserer Beziehung gewesen. Das heißt nicht, dass es im Laufe der Zeit nicht weiter in den Hintergrund treten konnte und neue Bedürfnislagen und Beziehungsdynamiken hinzukamen. Es ist mir vielmehr wichtig, diesen Umstand in der strukturellen Konstruktion und Bauweise unserer Beziehung festzustellen, d.h. meine Vereinnahmung Musas für mein Forschungsprojekt aktiv zu thematisieren. Indem ich sie in diesem Unterkapitel reflexiv anerkenne, möchte ich mich vor der Gefahr schützen, sie letztlich zu verwischen und unter den Tisch zu kehren.

Anfangen möchte ich mit einem Argument von Breidenstein et al. (2015):

»Insbesondere in längeren Forschungen entstehen in aller Regel auch intimere Formen von sozialen Beziehungen. Aber es ist das Schicksal von Ethnografen, ein oftmals anstrengendes doppeltes Wissensspiel spielen zu müssen und diese Beziehungen immer auch im Sinne sozialwissenschaftlicher Wissensgewinnung zu nutzen. Vor diesem Hintergrund scheinen [Feldforschende, I.Z.] [...] zu reagieren, indem sie vielfach dazu tendieren, ihre Informantenbeziehungen in Freundschaften umzudeuten und damit das instrumentelle Moment der Ethnografie zu kaschieren. Dies scheint auch eine Form der Bearbeitung der moralischen Skrupel der Feldforscher zu sein. [...] Gemildert wird dieser Konflikt weniger durch freundschaftliche Umdeutung des Rapports als dadurch, dass Ethnografen auch für Interessen ihrer Informanten oft profitabel sind. In diesem Sinne sollten forschungsethische Fragen eher nach möglichen Formen der Reziprozität gestellt werden, als die Feldforschung mit starken moralischen Ansprüchen zu belasten. Was kann die Ethnografin selbst geben?« (Breidenstein et al. 2015: 69)

Der jeder Feldforschung immanente Aspekt des Instrumentellen von Forschungsbeziehungen, den Breidenstein et al. hier hervorkehren, wurde zu einem selbstständigen Thema in unserer Beziehung. Wie folgt bahnte sich dies an: Im Kontext der Aufklärung über und Einwilligung in meine Forschung fragte ich Musa, ob ich unsere Gespräche gelegentlich aufnehmen könne, weil ich mir unmöglich alles Wichtige, was wir besprechen würden, für mein Buch merken könne.<sup>8</sup> Ich bat ihn außerdem darum, mir zwischendurch Notizen machen zu können. Musa willigte nicht nur in beides ein, sondern wollte mir bei der Fertigstellung meines Buchs aktiv helfen, schlug vor, dass ich auch am Wochenende vorbeikommen solle, weil er da noch mehr Zeit für mich haben würde. Aus den zuvor beschriebenen heiklen Dynamiken für mich kam ich allerdings nie hierauf zurück (*Kapitel 5.4*). Außerdem war Musa sehr interessiert daran, mein späteres »Buch« zu lesen. Ich versprach ihm, dass ich ihm ein Exemplar schenken würde, sobald dies erscheine. Einige Zeit später wurde ich zur weiterführenden Klärung unserer Beziehung sodann wie folgt von ihm angesprochen:

*Musa:* Was denkst du, ja, was denkst du über mich? Ich bin als Arbeit? Oder ich bin Kumpel? Oder ich bin, ja, das ist wichtig für mich. Wirklich.

*Ingmar:* Naja, ja. Naja, wie Mervan.

---

8 Musa und Mervan klärte ich gemäß des Informed-consent-Verfahrens über meine Forschung auf.

*Musa:* Jaa, Mervan, was denkst du über Mervan?

*Ingmar:* (5 Sekunden Pause) Wie du eigentlich auch, ihr seid schon irgendwie, wir treffen uns ja oft und wir haben so auch Spaß zusammen. Und gleichzeitig bin ich ja auch, naja, nicht in meiner Arbeit, aber finde ich das ja so, schreib ich ja auch ein Buch da drüber. Also das ist wahrscheinlich dann beides.

*Musa:* Ich kenn, das ist sehr wichtig für mich.

*Ingmar:* Also, einmal sind wir Kumpel und wir helfen uns auch gegenseitig, finde ich.

*Musa:* Jaa. (lacht)

*Ingmar:* Also zum Beispiel, ich helfe dir auch.

*Musa:* Jaa. (lacht)

*Ingmar:* Mit Bewerbungen schreiben und neue Leute kennenlernen und wir haben Spaß beim Tischtennis.

*Musa:* Jaa.

*Ingmar:* Und mit Shisha. Und ihr helft mir auch bei meinem Buchschreiben. So sehe ich das manchmal.

*Musa:* Ja, deshalb ist das wichtig für mich.

*Ingmar:* Wie siehst du das denn mit mir? (lächelnd)

*Musa:* Ich?

*Ingmar:* Ja, wie denkst du über mich?

*Musa:* Ich denke, du, das ist sehr einfach. Du bist für mich jetzt gute Kumpel.

*Ingmar:* Cool.

*Musa:* Wirklich. Du bist gute Kumpel und du bist, das ist wirklich nicht Kompliment (ernst werdend), du bist, wie heißt das? Du bist freundliche? Freundliche Mann. Gute Mann. So-viel-Sachen-Mann (lacht, dann beide lachen). Verstehst du? Das meine ich. Ich muss nicht, ich mag nicht so sagen, aber du bist für mich gute Kumpels und du hast gute Denken. Das ist sehr wichtig für mich auch. Und das ist alles. Ja.

*Ingmar:* Ok, ja. Ist doch gut (lacht, dann beide lachen). (28.11.2018)

Es war Musa, der explizit eine Art Definition unserer Beziehung einforderte, mir kam es so vor, als wollte er quasi eine Stellungnahme von mir: »Was denkst du, ja, was denkst du über mich? Ich bin als Arbeit? Oder ich bin Kumpel?« Seine Initiative überraschte mich und forderte mich gleichzeitig sehr stark heraus. Ich wusste nicht sofort etwas zu erwidern, zögerte und musste kurz überlegen (5 Sekunden Pause). Sodann wick ich Musas ursprünglicher Frage nach unserer Beziehung aus und versuchte, sie lediglich indirekt mit einem Verweis auf meine Beziehung zu Mervan zu beantworten: »Naja, wie Mervan.« Danach fühlte ich mich dazu veranlasst, mein eigensinniges Forschen als zwei Seiten

einer Medaille darzustellen: »Wir haben so auch Spaß zusammen. Und gleichzeitig [...] schreib ich ja auch ein Buch da drüber. Also das ist wahrscheinlich dann beides.« Tatsächlich versuchte ich, ganz im Sinne von Breidenstein et al. (2015), unsere Beziehung anhand von Reziprozitäten zu rechtfertigen, indem ich Musa aufzeigte, was wir gegenseitig füreinander taten und wie wir gegenseitig voneinander profitierten. »Ich helfe dir [...] mit Bewerbungen schreiben und neue Leute kennenlernen [...]. Und ihr helft mir auch bei meinem Buchschreiben. So sehe ich das manchmal.« In der Folge gab ich außerdem seine Frage nach unserer Beziehung sehr schnell an ihn zurück: »Wie siehst du das denn mit mir? (lächelnd)«

Mein Zögern, Ausweichen, Rechtfertigen, die Tatsache, dass ich die Frage an ihn zurückgab – dies alles weist darauf hin, dass mich Musas Frage in ein diffuses emotionales Unbehagen versetzte und ich das Thema möglichst schnell wieder loswerden wollte. Ich möchte dieses Unbehagen hier als Scham einordnen. Die Übergänge dieser Scham zu stärker mit Schuld konnotierten Gefühlen verstehe ich als fließend, wenn wir uns klarmachen, dass Schuld vor allem »in der Übertretung von Verboten, Scham in der Nichterfüllung von eigenen Idealen [entsteht]« (Neckel 1991: 512). Diese Scham (Schuld) lag grundsätzlich darin begründet, dass ich als Forscher im Feld aufgerufen war und mich als jemand zeigen musste, der an seiner Promotion arbeitete, womit es heikel für mich wurde. Zu weiten Teilen hatte ich mich auf meine Helferrolle kapriziert, bei der ich mich auf sicherem Terrain fühlte (*Kapitel 5.1-5.3*), solange diese Rolle nicht überdehnt wurde (*Kapitel 5.4*). Sobald allerdings der Forschungsaspekt in unserer Beziehung virulent wurde, setzte meine Scham ein. In Anlehnung an Neckel (1991) meine ich eine soziale Scham, die sich über ein wahrgenommenes Auseinanderfallen eigener Ist- und Soll-Ideale herstellte. Ich begriff mich in jeder Hinsicht als der »So-viel-Sachen-Mann«, als den Musa mich bezeichnete, indem ich versuchte, vieles gleichzeitig zu schultern (Soll-Ideale): Ich wollte auf der einen Seite loyaler »Kumpel« für Musa sein, gleichzeitig der deutsche Staatsbürger, der sich mit den Dingen vor Ort auskannte und seine vielfältigen Fragen gut beantworten konnte. Auf der anderen Seite hatte ich die Ideale des (methodisch und ethisch) korrekten Forschers verinnerlicht, der den Menschen in seiner Forschung keinen Schaden zufügte und sich gegenüber seiner wissenschaftlichen Community samt deren Standards souverän verantworten konnte. Nicht zuletzt sollte ich der stets mit seinem Projekt prozessierende Doktorand sein, der Zeugnis über seine Fortschritte sowohl in den Präsentationen im Kolloquium seiner Betreuerin als auch in den Arbeitsberichten zur Weiterförderung durch seinen Stipendiengeber ablegte.



»Dem Schamgefühl kommt in diesem Zusammenhang die Funktion zu, als nach innen geleitete Kontrolle der Einhaltung von Wertmustern zu dienen. Durch das selbstreflexive Gefühl der Scham bewerten und kontrollieren sich die Individuen in ihren Handlungen mit Hilfe einer eigenen, persönlichen Instanz, die auch dann anwesend ist, wenn externe Kontrollen abwesend sind.« (Neckel 1991: 199)

Oft meinte ich, nicht allen meinen Wertemaßstäben gleichzeitig gerecht werden zu können. In der dokumentierten Konversation spürte ich wohl, nicht vollends der loyale Kumpel sein zu können, wenn gleichzeitig salient wurde, dass ich auch an Musas Seite war, um Fortschritte mit meiner Promotion zu erzielen. Meine Scham bestand demnach in der Diskrepanz zwischen meiner Vorstellung, eine freundschaftliche Beziehung zu Musa zu führen, und dem Ist-Zustandsaspekt, dass ich ihn gleichzeitig in meine Forschung einspannte. »Die Scham ist ein moralisches Gefühl« (Neckel 1991: 201), womit der Übergang zu impliziten Schuldgefühlen an dieser Stelle tatsächlich fließend ist. Inwiefern ich mich (nicht) schuldig machte, konnte ich vor dem Hintergrund klassischer Devisen antizipieren: »Do no harm!« (von Unger 2021: 191) Dass ich Musa mit meiner Anwesenheit nicht ernsthaft schadete, war mir zwar im Prinzip klar, inwiefern ich ihn aber situativ auch nicht ausnutzte, war eine Frage, die ich mit Hinblick auf das instrumentelle Moment von Feldforschungen nicht einfach ausräumen konnte. Ich spürte sie im Gespräch mit Musa vielmehr im Nacken und versuchte, sie über das Reziprozitätsmoment zu balancieren.

Musa milderte meinen inneren Konflikt schließlich ab, indem er den Begriff »Kumpel« für mich wählte, der für ihm offenbar naheliegend war. »Ich denke, du, das ist sehr einfach. Du bist für mich jetzt gute Kumpel.« Er definierte damit unsere Beziehung zu meiner großen Erleichterung und verschaffte ihr eine Rahmung: »Du bist gute Kumpel und du bist, das ist wirklich nicht Kompliment (ernst werdend), du bist, wie heißt das? Du bist freundliche? Freundliche Mann. Gute Mann. So-viel-Sachen-Mann (lacht, dann beide lachen). Verstehst du? Das meine ich. Ich muss nicht, ich mag nicht so sagen, aber du bist für mich gute Kumpels und du hast gute Denken.« In der Situation fiel mir damit ein kleiner Stein vom Herzen, was in ein erleichternd-befreiendes Lachen mündete, in das Musa einstimmte: »Ok, ja. Ist doch gut (lacht, dann beide lachen).«

Die aus der beschriebenen Gemengelage resultierenden sozialen Scham- und Schuldgefühle trieben mich teilweise dazu an, mich hinter dem »Buch« zu verstecken und mich an ihm festzuhalten (»nicht in meiner Arbeit, aber finde

ich das ja so, schreib ich ja auch ein Buch da drüber«; »ihr helft mir auch bei meinem Buchschreiben«). Das Buch gab mir Sicherheit. Als eine Art semantische Lösung meines Dilemmas war es der zentrale Faktor meines »Methodological Impression Management« (Gengler & Ezzell 2018). Es war Teil dessen, »wie man sich und sein Forschungsprojekt den Teilnehmenden und Gatekeepern im Feld darstellen kann« (Hitzler & Eisewicht 2020: 42). Aus Whytes *Street Corner Society* ist dazu die folgende viel beachtete Stelle überliefert:

»Als ich anfang, in Cornerville herumzuhängen, stellte ich fest, daß ich eine Erklärung für mich und mein Projekt brauchte. Solange ich mit Doc [WHYTEs *Gatekeeper* und wichtigster Informant im Feld, I.Z.] zusammen war und er für mich einstand, fragte mich keiner, wer ich war und was ich machte. Wenn ich mich in anderen Gruppen bewegte oder sogar unter den Nortons [Straßengang mit Doc an der Spitze, I.Z.] ohne ihn, war es offensichtlich, daß sie meinetwegen neugierig waren. Ich fing mit einer ziemlich ausführlichen Erklärung an. Ich würde die Sozialgeschichte Cornervilles untersuchen – aber ich hätte einen neuen Blickwinkel. Anstatt mich aus der Vergangenheit in die Gegenwart vorzuarbeiten, würde ich versuchen, eine gründliche Kenntnis der gegenwärtigen Bedingungen zu bekommen und dann von der Gegenwart zurück in die Vergangenheit gehen. Damals gefiel mir meine Erklärung gut, aber niemand sonst schien viel davon zu halten. Ich brachte sie nur bei zwei Gelegenheiten vor, und jedesmal folgte eine peinliche Stille. Niemand, auch ich nicht, wußte was er nun sagen sollte. Während es wenigstens für diese Erklärung sprach, daß sie alles abdeckte, was ich irgendwann einmal in Cornerville vorhaben mochte, war sie offensichtlich zu kompliziert, um für die Leute in Cornerville irgendeine Bedeutung zu haben. Bald fand ich heraus, daß die Leute ihre eigene Erklärung für mich und meine Anwesenheit entwickelten: Ich schriebe ein Buch über Cornerville, hieß es. Dies mag sich wie eine viel zu unklare Erklärung anhören, aber sie war ausreichend. Ich entdeckte, daß der Grad meiner Akzeptanz im Viertel viel mehr von den persönlichen Beziehungen, die ich entwickelte, abhing als von irgendwelchen Erklärungen, die ich geben konnte. Ob es eine gute Sache war, ein Buch über Cornerville zu schreiben, hing völlig von der Meinung der Leute über mich persönlich ab. Wenn ich in Ordnung war, war auch mein Projekt in Ordnung; wenn ich nicht okay war, konnten noch so viele Erklärungen sie nicht überzeugen, daß das Buch eine gute Idee sei.« (Whyte 1943: 301–302)

Auf Whytes bestechendes Argument der persönlichen Beziehung, die im Zweifelsfall jede noch so elaborierte wissenschaftliche Erklärung im Feld

übertrumpfen konnte, versuchte auch ich mich zu stützen. Ich bemerkte, dass Musa von meinem Vorhaben bereits insofern überzeugt war, als dass ich ihn von mir persönlich überzeugt hatte. Für ihn war ich der »So-viel-Sachen-Mann« mit »gute Denken«. Dieser Gedankengang war jedoch nicht imstande, mir meine Scham gänzlich zu nehmen.

Zusätzliche Gründe führten dazu, dass das Buch als kommunikativer Platzhalter für meine Forschung in der Beziehung zu Musa gut funktionierte: Ich denke, dass das Buch für Musa meinen Status als Experten und Insider in Deutschland unterstrich, als potentieller Autor eines wissenschaftlichen Buchs wies ich mich ihm gegenüber als sehr kompetent aus. Mit meinem Buch verstärkte ich daher mithin mein Angebot, ihm als wissende Ressource gut zur Verfügung stehen zu können. Zugleich trat mit dem Buch ein ihm sehr vertrautes positiv besetztes Objekt in sein Leben. Nicht nur war der Koran als heiliges Buch bei ihm gewissermaßen präsent, ich denke vor allem auch an die vielen Bücher von Musas Vater, die Bibliothek, mit der Musa aufgewachsen war (*Kapitel 5.2*). Musas hohes kulturelles Kapital ermöglichte ihm ein größeres konzeptuelles Verständnis für meine akademische Forschung. Mit ihm konnte ein konkreter Austausch über sie entstehen, der zur Folge hatte, dass ich ihm gegenüber mehr von meiner schambesetzten Forscherseite preisgab, als dies beispielsweise gegenüber Mervan der Fall war:

*Ingmar:* Bei mir ist es halt so, ja, mir ist es auch wichtig, dass das für euch ok ist [das Forschen], also ich find's halt total spannend. Aber nachher musst du auch keine Angst haben, wenn ich dann/in dem Buch, ich schreib dann nicht/das ist ja quasi anonymisiert, weißt du? Da steht dann nicht [Musas Klarname] sagt Doppelpunkt.

*Musa:* Jaja, ich weiß das, ich weiß das. Natürlich. Ich kenne das natürlich. (28.11.2018)

Als ich merkte, wie sich unsere Beziehung intensivierte, enger und vertraulicher wurde, spürte ich meine nachgezeichneten Konflikte besonders. In diesem Gespräch war mir daran gelegen, Musa gegenüber nochmals zu betonen, dass ich hoffte, dass mein Forschen für sie »ok« sei und sie durch die Anonymisierung geschützt seien. Ich denke, dass ich mich vor allem selbst beruhigen wollte und meine Ängste punktuell auf Musa projizierte (»musst du auch keine Angst haben«). Musa reagierte in jedem Fall sehr gelassen (»Jaja, ich weiß das«) und zeigte mir lediglich noch einmal, dass er gut aufgeklärt war: »Ich kenne das natürlich.«

Lange Zeit versuchte ich, das Verhältnis zwischen meinem Buch und der persönlichen Beziehung zu Musa zu bestimmen. Meine Scham hatte dabei zur Folge, dass ich meine Forschung ihm gegenüber kleinredete. Als sich unsere Beziehung weiterentwickelte, lernte ich, beides als eine charakteristische Dichotomie unserer Gesamtbeziehung anzuerkennen und zusammenzudenken, wobei ich noch zeigen werde, dass mein Helfen auf der Couch und Musas Hilfe bei meinem Buch die Beziehung nicht ausschöpfend beschrieben (*Kapitel 6*).

## 5.6 Resümee

In der Etablierung meiner Beziehung zu Musa drängten sich mir in der Zusammenschau zwei Seiten auf. Auf der einen Seite gab es Musa, der angetrieben war, in Deutschland seinen Status aus Syrien wiederaufnehmen zu können und dem ich auf der Couch zur Hilfe eilte (*Kapitel 5.2*). Um seinen sozialen Status zu konservieren und gegen die drohende Entwertung seiner Erfahrungen anzugehen, ließ ich mich seit Beginn umfassend von ihm vereinnahmen und einspannen (*Kapitel 5.1*). In meiner Bereitschaft, mich auf ihn persönlich einzulassen, gepaart mit meinem Expertenstatus als Deutscher, erkannte Musa eine Ressource: »Die sozialen Ressourcen können den kulturellen Ressourcen zu Verwertungsmöglichkeiten verhelfen. Tun sie dies erfolgreich, kann man von sozialem Kapital sprechen.« (Thomsen 2010: 260) Für Musa, der in der Statuspassage der Migration der Entwertung seines kulturellen Kapitals ins Auge sah, war ich ein »soziales Kapital« (Bourdieu 1983) – ein wichtiger persönlicher deutscher Kontakt, der ihm auf seinem unwägbaren anfänglichen Weg in Deutschland half. Durch meine Einpassung in sein Projekt, blieb ich gleichzeitig in meiner (ethnografischen) Perspektive wesentlich beschränkt, was wir mit Devereux gut nachvollziehen können:

»Die Einseitigkeit vieler Beschreibungen [...] rührt normalerweise von dem Umstand her, dass der Feldforscher ohne sein Wissen in einen besonderen Status manövriert wurde, der ihn nur die Seite [...] der Menschen sehen ließ, die die Inhaber dieses speziellen Status wahrnehmen können – und die ihnen zugekehrt wird. Deshalb sollten wir [...] die tatsächliche Situation, in die wir hineinmanövriert werden, analysieren, damit wir jene wirkliche Objektivität erreichen, die nur die Analyse der Rolle, die man uns zugeschrieben hat, ermöglicht.« (Devereux 1967: 282)

Meine »komplementäre Rolle« auf der Couch entwickelte sich entlang der von Musa an mich herangetragenen Bedürfnisse, meines Wunsches, die Beziehung zu ihm zu festigen, und meiner persönlichen Motivlagen und Dispositionen, die ich in die Beziehung hineintrug (*Kapitel 5.3*).<sup>9</sup> Dabei kam es zumindest zeitweise zu einer folgenreichen »Erstarrung« unserer Beziehung, bei der ich mindestens an einem Punkt eine Auflösung der Fixierung verpasste (*Kapitel 5.4*). Ich entschied mich dagegen, die aus meiner Rolle resultierende Angst vor zu viel Abhängigkeit und Nähe mit Musa zu teilen, und behielt sie für mich.

Auf der anderen Seite gab es mich, der Musa für die Forschung an meiner Promotion einspannte und der auf dessen Hilfe und Kooperation angewiesen war (*Kapitel 5.5*). Auch aus seiner habituellen Klassenlage heraus war Musa in der Lage, mein Promotionsprojekt gut nachzuvollziehen und sich verstärkt dafür zu interessieren. Der relativ geringe Altersunterschied zwischen mir (geboren 1988) und ihm (geboren 1993) stiftete zusätzlich eine gewisse Augenhöhe. Es war mir jedoch sehr unangenehm, von Musa zur weiterführenden Klärung unserer Beziehung als Forscher im Feld salient gemacht zu werden. Als jemand, der mit ihm in einer Forschungsbeziehung stand, erlebte ich Scham- und Schuldgefühle. Musa bewirkte mit seinem Vorstoß, die Beziehungsebene zwischen uns zu klären, eine strukturelle Variation und Irritation des herkömmlichen Blicks in der Ethnografie: Ich wurde als Forscher in Unwohlsein versetzt, gerade weil diese Variation in der klassischen Form ethnografischer Feldforschung nicht unbedingt vorgesehen ist. Der einseitige Blick, der darin besteht, dass ausschließlich die Forschenden sehen und erkennen, die Feldteilnehmer:innen von ihnen gesehen werden – denken wir analog an ein Kunstwerk und seine Betrachter:innen oder den »male gaze« im Kino (Mulvey 1999) –, wurde von Musa umgedreht. Musa blickte zurück, stellte mir Fragen, sah mich als Ethnografen, der sich auf einmal bei seinem Tun beobachtet und in Erklärungsnot fühlt. Franz Breuer (2011) hatte mit der Formel »The other talks back« bereits auf den potenziell konfliktären Umstand hingewiesen, der mit der Rückspiegelung wissenschaftlicher Ergebnisse an die Menschen des Feldes entstehen kann. Bei Musa und mir ging es (noch) nicht darum, was nachher mit meinen Ergebnissen geschehen würde, sondern es ereignete sich bereits mitten im Prozess der Feldforschung ein starkes »talking back«. Dies fühlte

9 Letztere kaprizierten sich insbesondere auf ein »Dem-anderen-Helfen«, wie ich bereits in der *Einleitung* ausgeführt habe.

sich für mich so an, als würde mich Musa in letzter Konsequenz durchschau-  
en. In der postkolonialen Theorie ist ein solcher Mechanismus mit Verweis auf  
die Umkehr des Blickes hinterlegt worden (Bhabha 2000; hooks 1992). Bhab-  
ha zufolge gäbe es den Moment, in dem der Blick der Kolonialiserten als »der  
de-platzierende Blick des Disziplinierten wiederkehrt, in dem der Beobachter  
zum Beobachteten wird« (Bhabha 2000: 131). »Über diesen zurückgeworfenen  
Blick beobachtet er [ich, I.Z.] ängstlich die eigene Identität, die sich nie so sta-  
bil zeigt« wie ursprünglich angenommen (Castro Varela & Dhawan 2015: 229).  
Ich denke, dass meine Scham und Verunsicherung letztlich auch aus einem  
solchen Gesamtkomplex der Blickrückkehr resultierte.

Um diese zwei Seiten unserer Beziehungen zusammendenken zu können,  
mache ich folgenden Vorschlag: In Anlehnung an Marcel Mauss (1925) kön-  
nen wir die Beziehung im Rahmen eines Gabentauschs auslegen. Musa und  
ich hatten einen Pakt geschlossen, der darin bestand, dass ich mit seiner Hilfe  
meine Forschung betrieb, während er mit meiner Hilfe auf der Couch Heraus-  
forderungen seines neuen Lebens in Deutschland bewältigte. Aus meiner Sicht  
geht diese Betrachtungsweise mit einer ganzen Reihe guter Argumente einher.  
Ich kann mit ihr im Folgenden eine innere Verpflichtung zur Erwidern der  
Gabe des anderen begründen, der Vermischung von Person und Sache im Ga-  
bentausch nachspüren und einen Schuldverursachungsaspekt im Geben und  
Nehmen im Hinblick auf die zeitliche Dimension bestimmen.

Meine Gabe an Musa löste sich beständig auf der Couch ein. Musas Gabe  
an mich bestand in seiner Hilfe bei der Anfertigung meines »Buchs«. Dieser  
Austausch von Gaben stiftete eine Bindung zwischen uns. Nach Mauss (1925)  
besteht eine Verpflichtung, die jeweilige Gabe der anderen Person zu erwi-  
dern. Musas Bereitwilligkeit, mir bei meinem Promotionsprojekt zu helfen,  
lässt sich demnach auch dahingehend verstehen, dass er mir etwas zurückzu-  
geben wollte, da ich ihm auf der Couch geholfen hatte – und durchaus auch als  
seine Aufforderung an mich, ein gutes Buch zu schreiben:

*Musa:* Du musst schreiben, erfolgreiche Buch. Erfolgreiche Buch. Ich meine  
gute, gute Buch schreiben. Verstehst du was meine ich?

*Ingmar:* Ja, n gutes. Klar möchte ich n gutes Buch schreiben. Ein spannendes  
Buch.

*Musa:* (lacht leicht, spricht leise) Alles gut. (28.11.2018)

Musa vertraute mir bei meinem Buchprojekt, so wie ich mich auf der Couch  
ihm überantwortete. Wir sahen und erkannten demnach gegenseitig die per-

sönlichen Wege des anderen an, die beide auf einen gesellschaftlichen Aufstieg und Statuserwerb abzielten. Gegenseitig nahmen wir uns dafür quasi an die Hand, d.h. wir nahmen auch ein Stück weit Besitz voneinander.

Mauss (1925) sprach in diesem Fall von einer »melange« – einer Vermischung von Person und Gabe. Sie besteht an jener Stelle, an der »jemand etwas geben soviel heißt, wie jemand etwas von sich selbst geben« (Mauss 1925: 35). Da dabei »der Nehmer [...] gegenüber dem Geber in einen Zustand der Abhängigkeit« (Mauss 1925: 146–147) manövriert wird, kann ein vorübergehender Verlust seiner selbst die Folge sein. Die Angst vor dieser Abhängigkeit habe ich entlang des nächtlichen Spaziergangs herausgearbeitet (*Kapitel 5.4*). Die Inbesitznahme der anderen Person ist dem Gabentausch hier gewissermaßen inhärent, nach Mauss »gibt man beim Geben sich selbst, und zwar darum, weil man sich selbst [...] den anderen schuldet« (1925: 118). Dies eröffnet uns eine neue theoretische Perspektive auf meine herausgearbeiteten Scham- und Schuldgefühle (*Kapitel 5.5*). Sie wären demnach womöglich auch »die Unverhältnismäßigkeit, der Überschuss einer jeden Gabe gegenüber ihrem Empfang, der die Möglichkeit, die Schuld und den Zugzwang zu einer weiteren Erwiderng eröffnet« (Därmann 2010: 25). Meine Motivation bezüglich meiner weitreichenden Verfügarmachung auf der Couch können wir daher auch von diesem »Zugzwang« her deuten, schließlich stand der Aspekt der Forschungsbeziehung am Anfang.

Hinzu kommt, dass meine Forschung zum Zeitpunkt der hier präsentierten Materialausschnitte noch unabgeschlossen war. Von Musa auf die Dauer meines Projekts angesprochen antwortete ich einmal:

*Ingmar:* Dauert eh noch lang.

*Musa:* Du hast gesagt, das ist so lang. Noch zwei Jahren?

*Ingmar:* Ja, mehr auch.

*Musa:* Ohuhuhu. (lacht)

*Ingmar:* Vielleicht, weiß ich nicht, dann bist du irgendwie Anlagemechaniker. Meister. (beide lachen) (28.11.2018)

Für Musa und mich war das Buch imaginär, es dauerte »eh noch lang«. Es musste zwischen uns im Unklaren bleiben, ob und wann die Gabe etwas wert war, womit die zeitliche Dimension des Gabentauschs aufgerufen ist. Die Einlösung der einen Gabe – das Buch – lag fern in der Zukunft, womit sich eine eigene Spannung von Erwartung, Dankbarkeit und Erwidern ergab. Därmann (2010: 25) schrieb hierzu weiterführend, dass es »die zeitliche Spanne

und Spannung zwischen Gabe und Gegengabe [ist], in der sich das Risiko der Nichterwiderung auftut«. Bourdieu äußerte sich ähnlich:

»Die Gabe spricht die Sprache der Bindung: eine Verbindlichkeit, die bindet [...], schafft Verbindungen und Bündnisse; sie stiftet legitime Herrschaft. Dies unter anderem, weil sie aus der Zeitspanne, die Gabe und Gegengabe voneinander trennt [...], eine Zeit kollektiver Erwartungen der Gegengabe oder der Dankbarkeit macht.« (Bourdieu 2001: 254)

Die zeitliche Vagheit könnte meine Unsicherheiten gegenüber Musa zusätzlich befeuert haben. Weitere Anknüpfungspunkte für mein Schamerleben ergeben sich mit Blick auf den insgeheimen Wunsch nach Reziprozität, den ich in der Beziehung leben wollte – und zwar so, dass dieses eigene Ideal meiner Ansicht nach zu kippen drohte. Der Gabentausch steht einer unbedingten Augenhöhe an vielen Stellen im Weg. Er schafft Abhängigkeiten und Inbesitznahmen. Als Austauschprozess, der »zusammenschweißt und gleichzeitig voneinander trennt« (Mauss 1925: 169), symbolisiert er vor allem, was es bedeutet, Asymmetrien auszuhandeln und auszuhalten. Seine Funktion lässt sich mithin wie folgt bestimmen:

»Funktion des Gabentausches [ist], eine Beziehung zwischen einander fremden Gesellschaften, Personen und Individuen zu stiften, und das heißt, einen Zwischenraum zu eröffnen. [...] Die Gabe ist die inter-subjektive, inter-generative, inter-kulturelle und internationale Praxis des getrennten Zusammenlebens. Durch den Gabentausch werden keine nahtlosen und intimen Beziehungen gestiftet. Die Praktiken und Institutionen der Gabe setzen und unterhalten vielmehr eine ›actio in distans‹; sie erzeugen eine Anziehungs- und Abstoßungskraft.« (Därmann 2010: 24)

Ich denke, Musa und ich waren oft genau das – einander nah und fremd zugleich. Mit der schrittweisen Offenlegung meiner Scham und dem verstehenden Durchdringen der daran anknüpfenden Beziehungsdynamik wurde mir deutlich, dass unsere Beziehung in ihrer Intensität nur im Rahmen des Promotionsprojekts möglich gewesen war und damit gewissermaßen auch temporär blieb. Wie Mauss (1925: 90) es an einer Stelle pointiert formuliert hatte: »Man verbrüdet sich und bleibt einander doch fremd.« Eine singuläre Perspektive des Gabentauschs wird unserer zwischenmenschlichen Beziehung gleichwohl sicherlich nicht gerecht. Während sie sich eignete, um gegenseitige Funktionalisierungsdynamiken und meine daraus resultierenden



Abhängigkeits- und Schamgefühle analytisch aufzubrechen, griff sie zu kurz, wenn es darum ging, die nicht-funktionalen Anteile unserer Beziehung zu fokussieren. Mauss entwarf seine Gabentheorie zwar als nicht-utilitaristische Praxis, um Formen »korporativer Solidarität« offenzulegen (Moebius 2006b: 89), jenen über wechselseitige Erwartungs- und Verpflichtungsdynamiken hinausragenden Bereich unserer Beziehung, der weniger auf Vertrag denn auf Bedingungslosigkeit beruhte, vermochte sie aber nicht zu heben: unsere gegenseitige Sympathie, die guten Wünsche und aufrichtige Anteilnahme am Leben des anderen. Im letzten, *sechsten Kapitel* werde ich mich diesem Aspekt widmen.

